INHALT

VORWORT –
KINDER HABEN EIN RECHT AUF FREIHEIT 7

1 UNGENUTZTE RESSOURCEN IN DER FAMILIE ... 23

2 RISIKEN UND NEBENWIRKUNGEN
DER KRIPPENOFFENSIVE 31

3 WAS KLEINE KINDER BRAUCHEN –
ABER IMMER SELTENER BEKOMMEN 60

4 IDEOLOGIE STATT WISSENSCHAFT 75

5 DIE GROSSE BETREUUNGS-KOALITION 82

6 DIE VERGÖTTERUNG DER ARBEIT 105

7 DER STAAT ALS ERZIEHER 114

8 PRÜGEL FÜR VÄTER UND MÜTTER 148

9 FAMILIENLEBEN – EIN VERLUSTGESCHÄFT 167

10 FRAUEN IN DIE PRODUKTION? 186

11 VÄTER AN DEN HERD! 208

12 DIE ILLUSION DER SELBSTSTÄNDIGKEIT 214

13 VERSCHULTE KINDHEIT 222

14 WAS FAMILIEN BRAUCHEN 250

15 WAS WIR VERLIEREN 262

DANK 267

LITERATUR 269

VORWORT – KINDER HABEN EIN RECHT AUF FREIHEIT

Zürich im Jahr 1954: Astrid Lindgren, die geistige Mutter von *Pippi Langstrumpf* und *Michel aus Lönneberga*, Erich Kästner, der Schöpfer von *Pünktchen und Anton* und *Emil und die Detektive* und die Engländerin Pamela Travers, die *Mary Poppins* geschrieben hat, unterhalten sich über das Geheimnis gelungener Kinderbücher. Kästner schreibt später, die Frauen hätten sich erkundigt, »wie denn ich dazu käme, Bücher zu schreiben, die den Kindern in aller Welt gefielen. Und als ich sagte, bei mir läge das wohl daran, dass ich von dem Talent zehrte, mich meiner eigenen Kindheit anschaulich erinnern zu können, da stimmten beide Frauen lebhaft zu und sagten, genauso sei es bei ihnen auch.«[1] Aus ihrer Sicht entstünden gute Kinderbücher nicht, weil man Kinder habe und kenne, sondern weil man, aus vergangener Zeit, ein ganz besonderes Kind kenne: sich selber.

So geht es nicht nur Kinderbuchautoren. Jeder erinnert sich an seine Kindheit, auch wenn sie lange zurückliegt. Mal sind die Erinnerungen diffuser, mal deutlicher. In meinem Fall waren sie jedenfalls so lebendig, dass ich misstrauisch wurde, als ich die öffentliche Debatte über die Betreuung von Kindern außerhalb des Elternhauses verfolgte. Wobei von Debatte kaum die Rede sein kann: Egal, ob die Familienministerin

1 Felizitas von Schönborn: Astrid Lindgren – Das Paradies der Kinder, Freiburg 1997, S. 156.

Renate Schmidt, Ursula von der Leyen oder Manuela Schwesig heißt – in der Politik herrscht seit Jahren nahezu einhellig die Meinung vor, dass Kindern nichts Besseres passieren kann, als den ganzen Tag in der Krippe, dann im Kindergarten und später in der Schule zu verbringen. Für einige Kinder stimmt das vielleicht tatsächlich, aber für alle? Ich glaube das nicht. Vieles in meiner Kindheit, woran ich mich heute gern erinnere, spielte sich jenseits von Kindergarten und Schule ab. Nicht, dass ich ungern in den Kindergarten oder die Grundschule gegangen wäre. Aber den ganzen Tag? Auf keinen Fall. Wenn es im Sommer hitzefrei gab – was heute übrigens weitgehend abgeschafft ist, weil es nur noch schwer in den eng getakteten Familienalltag passt, wenn das Kind eine Stunde eher vor der Haustür steht –, rannte ich, und alle anderen Kinder mit mir, jubelnd aus dem Schulhaus. Es gab zwar keinen speziellen Grund, denn zu Hause warteten keine Highlights, nur das Übliche: Fußballspielen, Versteckspielen, Schnitzen. Die Mädchen vertrieben sich den Tag mit Schaukeln, Gummitwist, Seilhüpfen und hundert anderen Dingen. Wir wurden nicht betreut oder gefördert, sondern waren einfach glücklich, wenn wir am Nachmittag tun und lassen konnten, was *wir* wollten. Manchmal war uns auch langweilig, und nicht alles, was wir dagegen unternommen haben, deckte sich mit dem, was Lehrer, Pädagogen oder Politiker unter sinnvoller Freizeitgestaltung verstehen, aber es war *unsere* Gestaltung. Die Soziologen haben dafür den Begriff Straßenkindheit erfunden. Für uns bedeutete das Freiheit.

Vor wenigen Jahren habe ich diese Freiheit noch einmal bei meinen eigenen Kindern erlebt. Mein Sohn war damals fünf, meine Tochter zwei, wir zogen vom urbanen München-Schwabing in den Randbezirk Trudering, von der viel zu kleinen Altbauwohnung in ein Reihenmittelhaus. Unsere Siedlung war frisch aus dem Boden gestampft worden, wärmegedämmte Fertighäuser, aus architektonischer Sicht eher prekär, aber –

selten genug in München – für junge Familien mit mittlerem Einkommen gerade noch bezahlbar. In praktisch jedes der Häuser zog ein Paar mit ein, zwei kleinen Kindern. Zugegeben, die Siedlung ist ein Alptraum für Kinderlose, Individualisten und Hedonisten. Aber die Kinder waren glücklich, sie rannten in Scharen durch die handtuchgroßen Gärten und über den angrenzenden Acker, der sich im Sommer in ein riesiges Erdbeerfeld verwandelte – ein kleines Bullerbü. Ich erinnere mich noch gut an den Verantwortlichen der Baufirma, der das Treiben einmal von unserer Terrasse aus beobachtete und mit verstörendem Gleichmut meinte: »In zwanzig Jahren leben hier keine Jungen mehr, sondern nur noch Alte. Dann ist hier alles tot.« Wie unterschiedlich die Wahrnehmung sein kann, wunderte ich mich, weil ich beim selben Anblick dachte: Wie herrlich, endlich können sich die Kinder austoben, wie sie wollen, und haben immer jemanden zum Spielen – ganz anders als in Schwabing, wo es auf einem Straßenzug von 500 Metern Länge außer uns nur noch drei andere Familien mit Kindern gab.

Doch der Mann von der Baufirma und ich, wir hatten uns beide geirrt: Die »Jungen« in unserer neuen Heimat waren nämlich viel schneller von der Bildfläche verschwunden, als wir es für möglich gehalten hätten. Ein Kind nach dem nächsten aus unserer Reihenhaussiedlung wurde in einer Betreuungseinrichtung untergebracht. Und auch am Wochenende gab es nur noch selten Bullerbü, weil die Eltern der ganztagsbetreuten Kinder sich regelmäßig zu Ausflügen oder Aktivitäten aufmachten, um am Samstag und Sonntag das Familienleben nachzuholen.

Selten gaben allein finanzielle Gründe den Ausschlag, dass sich beide Elternteile entschlossen, ganztägig zu arbeiten. Es war vielmehr der angenommene Normalfall: Nach der Geburt wird für die Kleinen ein Krippenplatz gesucht, spätestens zum ersten Geburtstag kehren die Eltern an den Arbeits-

platz zurück und alle sind glücklich. Vor lauter Organisation – welche Krippe hat wie lange offen? Ist an die Einrichtung auch ein Kindergarten angeschlossen, mit Ganztagsbetreuung? Was lernen die Kinder dort? Vielleicht Fremdsprachen? – ging die entscheidende Frage oft unter oder wurde gar nicht erst gestellt: Was ist mit den Kindern? Was halten sie von ihrem neuen Leben?

Wir wollten Pippis, keine Annikas

Der nahe liegende Gedanke, dass Kindheit eben auch darin besteht, zu tun und zu lassen, was man will, ohne Gängelung, Vorschriften und ständige Kontrolle durch Erwachsene, scheint völlig verloren gegangen zu sein. Obwohl die Frage nach dem Erleben unserer Kinder im Mittelpunkt der gegenwärtigen Diskussion für und gegen Fremdbetreuung und Ganztagsschule stehen müsste, wird sie überhaupt nicht thematisiert. Kollektiver Gedächtnisschwund? Die Kindheit, wie ich sie erlebt habe, war schließlich die Kindheit von Millionen Kindern in Deutschland und anderswo. Die Generation der heute 30-, 40-, 50-Jährigen hat in hohem Maße davon profitiert, dass ihnen ihre Eltern – in der Praxis vor allem die Mütter – diese Freiheit ermöglichten. Als Jugendliche grölten sie »We don't need no education«, um ihren Widerstand gegen Kontrolle und Normierung durch die Schule auszudrücken. Und noch viel später lasen sie den eigenen Kindern aus *Pippi Langstrumpf* vor, von einem Kind also, das dem Jugendamt die lange Nase zeigt und es keine zwei Stunden in der Schule aushält, weil ihm das Korsett des Unterrichts zu eng ist. Hätte dieser Elterngeneration nicht auffallen müssen, dass sich ihre Kinder eher mit der schwer erziehbaren Pippi identifizierten als mit den streb- und gehorsamen Geschwistern Tommy und

Annika? Gerade deshalb finden doch viele Eltern das Buch seit Jahrzehnten so wertvoll, weil sie insgeheim wünschen, ein wenig von Pippis ungezügeltem Freiheitsdrang und Selbstbewusstsein möge auf ihre eigenen Kinder abfärben.

Warum überlassen dann Eltern heute ihre Kinder ohne Zögern der staatlichen Betreuung? Warum vertrauen sie darauf, dass ihre Kinder in mehr oder weniger gut ausgestatteten Einrichtungen mit mehr oder weniger motiviertem Personal besser aufgehoben sind als zu Hause? Warum sind die Eltern nicht skeptischer gegenüber einer von Erziehern, Lehrern oder sonstigen Pädagogen geprägten und eingeengten Welt, obwohl sie doch selbst einen großen Teil ihrer Kindheit mit eher gemischten Gefühlen in dieser Welt verbracht haben? Warum halten sie es für erstrebenswert, dass Kinder den ganzen Tag in dieser Welt unterrichtet, gefördert, betreut, beschult, geformt, getriezt oder gelangweilt werden?

Was heißt hier familienfreundlich?

Das sind die zentralen Fragen dieses Buchs, und ich bin überzeugt, dass die Antworten nur teilweise bei den Eltern zu finden sind. Eltern lieben heute ihre Kinder nicht weniger, im Gegenteil: Umfragen und Studien zeigen, dass sie ihrem Nachwuchs emotional näher stehen, als das in früheren Zeiten der Fall war. Das gilt besonders für die Väter. Umgekehrt haben Frauen heute selbstverständlich ebenso berufliche Möglichkeiten und Ambitionen wie Männer. Trotzdem behaupte ich, dass es eben nicht in erster Linie Wunsch der Eltern ist, die Kinder möglichst früh in fremde Hände zu geben. Vielmehr gründet die Entwicklung, Kinder früh und lange von ihren Eltern zu trennen vor allem auf gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zwängen. Das Familienministerium ist zu einer Unterabteilung

des Wirtschaftsministeriums und des Finanzministeriums verkommen, Familienpolitik dient vor allem dazu, den Sozialhaushalt zu entlasten, ausreichend Nachschub für den Arbeitsmarkt zu produzieren und mehr Steuereinnahmen zu generieren. Die Interessen und Wünsche der Familien, der Mütter, der Väter und der Kinder? Höchstens Nebensache.

Schon vor zehn Jahren betonte Bert Rürup, seinerzeit Vorsitzender der Wirtschaftsweisen, die »Notwendigkeit einer Mobilisierung der sogenannten stillen Reserve, Frauen mit kleinen Kindern«[2]. Im Memorandum »Familien leben. Impulse für eine familienbewusste Zeitpolitik«, das 2009 vom Familienministerium herausgegeben wurde, ist von der »24-Stunden-/Sieben-Tage-Ökonomie« die Rede. In dieser neuen Welt bräuchten Eltern mehr Angebote zur ganztägigen Betreuung, um die »Phasen der Nichterwerbstätigkeit zu überwinden«. Im Jahr 2005 hatte die schwarz-rote Regierung in ihrem Koalitionsvertrag festgehalten: »Kinder dürfen nicht länger ein Hindernis für Beruf und Karriere sein.«

Kinder sind also nicht mehr unsere Zukunft, sondern ein Hindernis? Nachdem die Pflege und Betreuung der Alten bereits aus vielen Familien ausgelagert wurde, ist nun der Nachwuchs an der Reihe, die zweite große und unproduktive Gruppe der Gesellschaft. Es geht darum, die produktiven Kräfte der Gesellschaft – die Gesunden und Arbeitsfähigen – von ihren sonstigen Verpflichtungen zu befreien, damit sie sich voll und ganz dem Erwerbsleben widmen können. Das ist das erklärte Ziel heutiger Familienpolitik, nachzulesen zum Beispiel im Siebten und Achten Familienbericht der Bundesregierung. Es handelt sich um die Fortführung des Grundgedankens der von der Regierung Schröder geschaffenen Agenda 2010: Sozial ist,

2 Stellungnahme der Bundesregierung im Siebten Familienbericht: »Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik«, Berlin, 26.4.2006, S. 7.

was Arbeit schafft. In diesem Sinn sind Kinder höchst unsozial, weil sie ihre Eltern von der Arbeit abhalten.

Damit nicht genug: Der Staat maßt sich an, der bessere Erzieher unserer Kinder zu sein. Das zeigt sich an Aussagen wie jener von Ursula von der Leyen, die forderte, Kinder so früh wie möglich in die Welt zu schicken, denn ein Kind brauche »mehr Anregungen und Impulse, als die Mutter allein ihm geben kann.«[3] Das sollte alle Eltern hellhörig machen, selbst wenn sie zu jener Gruppe gehören, die die mit mehr als zwanzig Milliarden Euro geschaffenen Krippen und Ganztagsschulen als Erleichterung empfinden. Eltern haben zwar kein umfassendes theoretisches Wissen wie Erzieher oder Lehrer. Aber sie kennen ihr Kind – besser als jeder andere Mensch. Wer zwei Kinder oder mehr hat, weiß meistens auch, wie grundverschieden Kinder sein können. Zu misstrauen ist deshalb jedem noch so renommierten Experten, der behauptet, Kinder seien in staatlicher Einheitsbetreuung besser aufgehoben als bei ihren Eltern zu Hause und würden dort auch besser gefördert.

Der amerikanische Wissenschaftler und Psychologe Howard Gardner, der sich intensiv mit der Frage beschäftigt hat, was Intelligenz ist, stellt beispielsweise fest, dass ein Kind in den ersten vier Lebensjahren beiläufig von seinen Eltern mehr lernt als in der gesamten Schulzeit.[4] Viele Psychologen, Psychiater und Kinderärzte warnen vor den eventuellen Folgen von zu früher und zu langer Fremdbetreuung. Sie beobachten mit Sorge, wie eine steigende Zahl von Kindern bereits im Alter von wenigen Monaten in Krippen abgegeben werden. Besonders problematisieren diese Experten, wenn die Kinder dort mehr als vier Stunden täglich verbringen. Trotzdem fügen sich

3 Claudia Kirsch: »Ein Kind braucht mehr, als die Mutter allein ihm geben kann«, *Brigitte* 16/2006.

4 Vgl. Gordon Neufeld: Unsere Kinder brauchen uns!, Bremen 2006, S. 95.

weite Teile der Bevölkerung dem Masterplan von der Leyens, ihrer Nachfolgerin Manuela Schwesig und anderer Politiker, auch weil uns wesentliche Informationen vorenthalten werden.

Kinderkrippen – eine neue, alte Idee

Den Befürwortern der frühen Fremdbetreuung von Kindern ist es durch eine jahrelange einseitige Informationspolitik gelungen, ihr Ansinnen, das aus schlichtem Kosten-Nutzen-Denken heraus entstanden ist, der Öffentlichkeit als modern, sozial und gerecht zu verkaufen. Als einen Ansatz, der überkommene Rollenmuster hinter sich lässt, als echte Emanzipation der Frauen, als Meilenstein auf dem Weg zur endgültigen Gleichberechtigung.

Dabei ist der Gedanke, Kinder außerhalb der Familie großzuziehen, alles andere als neu: »Mit dem Übergang der Produktionsmittel in Gemeineigentum hört die Einzelfamilie auf, wirtschaftliche Einheit der Gesellschaft zu sein«, schrieb Friedrich Engels 1884. »Die Pflege und Erziehung der Kinder wird öffentliche Angelegenheit; die Gesellschaft sorgt für alle Kinder gleichmäßig.«[5] In den beiden großen gesellschaftlichen Negativ-Utopien der Literatur des 20. Jahrhunderts, *Schöne neue Welt* von Aldous Huxley und *1984* von George Orwell, ist die Kindererziehung Aufgabe der herrschenden, totalitären Macht und wird nicht der Familie überlassen. Ein Zufall, dass es sich jeweils um unfreie, totalitäre Gesellschaften handelt? Entspricht es unserer Vorstellung von einer humanen Gesellschaft, wenn »unser Kind seine ersten Worte zu einer Kita-Betreuerin spricht und unsere Großmutter ihre letzten Worte zu

5 Friedrich Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats, Hottingen-Zürich 1884, S. 77.

einer Altenpflegerin?«, fragt die amerikanische Soziologin Arlie Hochschild.[6]

Die Antwort? Den Vorstellungen von einer humanen Gesellschaft entspricht es vielleicht nicht, aber für das Bruttosozialprodukt rechnet es sich allemal, wenn Erzieher die Kinder von Altenbetreuern betreuen, die wiederum die Eltern dieser Erzieher pflegen, die, wie gesagt, die Kinder dieser Altenbetreuer betreuen. Besser jedenfalls, als wenn die Erzieher ihre eigenen Eltern pflegen und die Altenbetreuer ihre eigenen Kinder erziehen, denn, das hat die Vergangenheit gelehrt, davon wächst die Wirtschaft nun mal nicht. Es zeigt sich die Kurzsichtigkeit unseres Wirtschaftssystems, das vor allem die Produktion belohnt und nicht die Reproduktion – obwohl Wirtschaft wie die gesamte Gesellschaft existenziell darauf angewiesen sind, dass genügend Nachwuchs geboren wird, der das System am Laufen hält.

Arbeitszwang statt Wahlfreiheit

Ein Kernargument für den Ausbau von Krippen und Ganztagsschulen ist die Wahlfreiheit. Eltern und besonders Frauen, die arbeiten wollen, sollen auch die Möglichkeit dazu erhalten, das zu tun. Dagegen wäre nichts einzuwenden – wenn das keine Lüge wäre: In vielen Familien verdienen Vater oder Mutter allein nicht genug, um die ganze Familie zu ernähren. So sind beide Elternteile gezwungen zu arbeiten und darauf angewiesen, dass ihnen der Staat die Kinderbetreuung abnimmt. Von Wahlfreiheit kann also keine Rede sein. Noch vor wenigen Jahrzehnten verdiente ein Fabrikarbeiter genug, um

6 Arlie Russell Hochschild: The Commercialization of Intimate Life, University of California Press 2003, S. 3. Übersetzt vom Autor.

die ganze Familie zu versorgen – das ist heute selbst in den meisten Akademikerhaushalten eine Utopie. Die Abwärtsentwicklung bei Löhnen und Gehältern erklären Politiker und Ökonomen gern mit der Globalisierung. Doch der Trend ließe sich ohne Weiteres umkehren, entspräche er nicht dem politischen Willen der herrschenden Klasse in Deutschland. Das gewerkschaftsnahe Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut (WSI) gab im Februar 2014 an, dass die Reallöhne in Deutschland – trotz guter wirtschaftlicher Entwicklung in den vergangenen Jahren – seit der Jahrtausendwende um 0,7 Prozent gesunken seien.[7] In Großbritannien, Frankreich oder den Niederlanden sind die Löhne derweil im zweistelligen Prozentbereich gewachsen.

Wahlfreiheit existiert auch nicht für die 1,6 Millionen Alleinerziehenden, die laut Statistischem Bundesamt in Deutschland leben, was immerhin 20 Prozent aller Familien mit minderjährigen Kindern entspricht. Es gab auch schon früher alleinerziehende Eltern, aber kein Politiker kam auf die Idee, für deren Kinder flächendeckend Betreuungseinrichtungen zu schaffen. Lange Zeit konnten alleinerziehende Mütter halbwegs von Sozialhilfe leben. Die Unterstützung gewährte der Staat in der Überzeugung, dass die Erziehung von Kindern eine gesellschaftlich wertvolle Aufgabe ist, wenn die Sätze auch relativ niedrig ausfielen. Doch seit der Einführung der Hartz-Gesetze unter der Regierung Schröder sind Alleinerziehende verpflichtet, spätestens zum dritten Geburtstag ihres Kindes wieder dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stehen.

Wahlfreiheit existiert nicht für die Mutter, die von ihrem Mann verlassen wurde und keinen Betreuungsunterhalt für sich und ihre zwei Kinder erhielt, worauf sie bis vor das Bundesverfassungsgericht zog. Doch die Richter entschieden 2008,

7 Pressemitteilung der Hans-Böckler-Stiftung: »Reallöhne 0,7 Prozent niedriger als im Jahr 2000«, 25.2.2014.

dass es dieser Frau sehr wohl zuzumuten sei, arbeiten zu gehen. In diesem Jahr wurde das Unterhaltsrecht in Deutschland geändert: Zuvor waren alleinerziehende Mütter nicht verpflichtet zu arbeiten, solange das jüngste Kind noch nicht das achte Lebensjahr erreicht hatte. Seit dem 1. Januar 2008 will es das Gesetz nun, dass sie schon mit vollendetem dritten Lebensjahr des Kindes arbeiten gehen. Das bedeutet: Es rächt sich, wenn eine Frau ihre eigene Karriere für die Kindererziehung zurückstellt und dann von ihrem Partner verlassen wird. Nach mehrjähriger Pause fällt der Wiedereinstieg in den Arbeitsmarkt schwer. Deshalb stehen auch Frauen, die in den ersten Jahren nach der Geburt eigentlich lieber zu Hause bei ihren Kindern bleiben würden, unter Druck, möglichst bald wieder berufstätig zu werden. Dasselbe gilt auch für Männer, die zu Hause bleiben, in der Praxis freilich eine verschwindend geringe Minderheit.

Die Politik hat für die vielfältigen Wünsche und Modelle heutiger Familien nur eine Antwort: Kinder in die Ganztagsbetreuung, Eltern in die Arbeit. Die Sozialingenieure behaupten, damit gleich mehrere Probleme der Gegenwart zu lösen: die niedrige Geburtenrate von gegenwärtig 1,4 Kinder pro Frau, den Mangel an gut ausgebildeten Arbeitskräften und die geringen Aufstiegschancen von sozial benachteiligten Kindern. Das Wohl der Familien wird auf rein ökonomische Belange reduziert. Am ehesten profitieren noch die Frauen, die bis vor wenigen Jahrzehnten auf die Mutterrolle reduziert wurden und nun endlich auf breiter Front den Zugang zur Arbeitswelt erhalten. Deshalb unterstützen viele Frauenrechtlerinnen den heutigen Kurs der Familienpolitik. Ein fauler Kompromiss: Früher, bemerkt die gewiss nicht frauenfeindliche Soziologin Arlie Hochschild, ging es den Feministinnen darum, »die arbeitenden Männer zu humanisieren«, sie also dazu zu bringen, dass sie zu Hause nicht nur die Füße hochlegen. Inzwischen gehe es eher darum, »die Frauen zu

kapitalisieren«.[8] Und während sich die Männer in dieser neuen Welt überhaupt nicht ändern müssen, bleiben Bereiche wie Haushalt, die Pflege von Angehörigen und viele andere soziale Tätigkeiten wie gehabt doch wieder bei den Frauen deponiert, die nun obendrein – ganz im Sinne der Gesamtwirtschaft – auch im Erwerbsleben ihre Produktivkraft entfalten. Für viele einflussreiche Feministinnen sind Frauen nur emanzipiert, wenn sie ihr eigenes Geld verdienen. Dass sie damit der weiteren Ökonomisierung der Gesellschaft das Wort reden, scheint sie nicht groß zu stören. Sie übersehen, dass Millionen von Frauen – und natürlich auch Männer, immerhin in diesem Punkt herrscht Gleichberechtigung – in der Arbeit Tag für Tag den steigenden Druck erleben, noch mehr leisten zu müssen, als sie eigentlich ertragen. Ohne zu klagen, schließlich ist jede und jeder ersetzbar. Gerade für diesen Teil der Bevölkerung ist die Geburt und das Aufziehen des Nachwuchses eine wertvolle Erfahrung und willkommene Abwechslung vom Berufsalltag, nicht zuletzt weil die Eltern dabei spüren, dass sie für diese kleinen Menschen eben nicht ersetzbar sind.

Schließlich ignorieren viele Feministinnen, dass selbst die meisten Frauen, die dem Idealbild entsprechen und im Beruf ihren Mann stehen, dennoch ihre Kinder nur mit sehr gemischten Gefühlen in fremde Betreuung geben. Ein Kind, das morgens beim Abschied in der Krippe weint, wiegt für viele Mütter häufig schwerer als alle Karriereüberlegungen und abstrakten Vorstellungen von einem emanzipierten Frauenleben im 21. Jahrhundert.

Was bedeutet das für die Männer? Oberflächlich hat sich für sie mit der modernen Familienpolitik nicht viel geändert. Die Mehrheit lebt weiter das traditionelle Rollenbild des Haupternährers, der den ganzen Tag arbeitet. Aber gerade damit

8 Arlie Russell Hochschild: The Commercialization of Intimate Life, University of California Press 2003, S. 29. Übersetzt vom Autor.

dürfen sie sich nicht zufriedengeben. Die meisten Männer sind heute bei der Geburt ihres Kindes dabei, sie wissen besser als jede Vätergeneration zuvor, wie unflexibel kleine Kinder in ihren frühen Bedürfnissen sind. Nicht zu Unrecht heißt es in der »Erklärung der Rechte des Kindes« der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1959: »Das Kind braucht zur vollen und harmonischen Entwicklung seiner Persönlichkeit Liebe und Verständnis. Es wächst, soweit irgend möglich, in der Obhut und unter der Verantwortung seiner Eltern, auf jeden Fall aber in einem Klima der Zuneigung und der moralischen und materiellen Sicherheit auf; Ein Kleinkind darf – außer in außergewöhnlichen Umständen – nicht von seiner Mutter getrennt werden.«[9] Daran hat sich im Grundsatz nichts geändert, aber in einem wesentlichen Punkt schon: Es kann nicht mehr allein die Aufgabe der Frauen sein, den Kindern diese Liebe und Geborgenheit zu bieten. Spätestens wenn die Stillzeit zu Ende ist, gibt es keinen Grund, warum sich ausschließlich Frauen um den Nachwuchs kümmern sollten.

Familien brauchen Zeit, aber die Wirtschaft begehrt heute Arbeitskräfte, die ständig verfügbar sind. »Kinder dürfen nicht länger ein Hindernis für Beruf und Karriere sein«, sagt die Bundesregierung. Sie sagt nicht: »Beruf und Karriere dürfen kein Hindernis für Kinder sein«. Das zeigt, dass sie die Bedürfnisse des Marktes höher bewertet als die der Familien. Wenn Politik und Wirtschaft nicht bereit sind, die nötigen Freiheiten einzuräumen, damit Familien noch gemeinsam leben können und nicht zu bloßen Zweckgemeinschaften verkümmern, müssen die Eltern darum kämpfen. Vor allem die Väter sind gefordert, es ist nicht länger nur Aufgabe der Mütter, die Familie zusammenzuhalten.

Obwohl der Staat mit seiner neuen Familienpolitik tiefer

9 UN-Generalversammlung: »Erklärung der Rechte des Kindes«, Art. 6, 29.11.1959.

denn je in die Familie eingreift, gibt es in der Öffentlichkeit kaum eine nennenswerte Debatte, lediglich eine Reihe von Denunziationen. Erst wurden Mütter, die arbeiten wollten oder mussten, als Rabenmütter verunglimpft. Dann mussten sich Mütter, die zugunsten ihrer Kinder auf Karriere verzichteten, als Heimchen am Herd und Glucken beschimpfen lassen. Beides hat die Situation der Familien um keinen Deut verbessert. Entscheidende Fragen, etwa ob der Staat wirklich halten kann, was er verspricht, oder wie sich die Gesellschaft verändert, wenn das Familienleben einzig ökonomischen Kriterien unterworfen wird, wurden nicht gestellt, geschweige denn beantwortet. Dabei sind Kinder in Deutschland schon jetzt weniger sichtbar als je zuvor. Und sie werden noch mehr aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwinden, hinter den Zäunen und Mauern der Krippen, Kindergärten, Horte und Ganztagsschulen. Das kollektive Wissen und Bewusstsein, welche Bedürfnisse, Wünsche, Sehnsüchte Kinder haben, wann sie Grenzen brauchen, wann Freiheit, wird weiter schrumpfen wie auch die Toleranz der Erwachsenen, besonders der kinderlosen, dass Kinder spielen, lärmen, toben und sich nicht so einfach den Zwängen einer auf Effizienz getrimmten Gesellschaft beugen wollen und können.

Nun drohen auch noch die Eltern den Kontakt zu ihren Kindern zu verlieren, weil diese spätestens ab dem zweiten bis zum 18. Lebensjahr durchgängig in diversen Einrichtungen outgesourct werden sollen. Ein gesellschaftlicher Fortschritt? Viele Politiker sehen das so, allen voran Grüne und Sozialdemokraten.

Es irritiert mich zutiefst, dass ausgerechnet das Lager, das ich als meine politische Heimat verstanden habe, seit ich wählen darf, sich bedingungslos den Interessen der Wirtschaft verschrieben hat und damit die Freiheit der Familien unterminiert. Zumindest bin ich damit nicht allein, der Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger rätselte schon vor dreißig Jahren:

»Ich glaube mich zu erinnern, dass es, in grauer Vorzeit, eine Wunschvorstellung der Linken war, die Menschen aus ihrer Unmündigkeit zu befreien.« Er habe nie verstanden, warum dann »die Anbetung des Staates« in vielen Ländern »zum Credo der Linken, der Hang zur Selbstbestimmung aber zum Inbegriff bürgerlicher Verstocktheit geworden ist«.[10]

Eltern sind und bleiben unersetzlich für ihre Kinder. Sie sind die einzigen Menschen, die von der Natur mit der Fähigkeit ausgestattet wurden, ihr Kind ohne Wenn und Aber zu lieben. Das ist der fundamentale Unterschied zu jeder noch so qualitativ hochwertigen Betreuung oder Förderung. Diese einmalige Beziehung lässt sich nicht auslagern. Sie muss immer wieder erneuert werden und das braucht Zeit. Eltern sollten sich diese Aufgabe nicht leichtfertig abnehmen lassen. Und wenn sie sich dennoch dazu entschließen, sollten sie zumindest die Risiken kennen.

10 Hans Magnus Enzensberger: Ach Europa!, Frankfurt am Main 1987, S. 26.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Rainer Stadler

Vater, Mutter, Staat
Das Märchen vom Segen der Ganztagsbetreuung - Wie Politik und Wirtschaft die Familie zerstören

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 272 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-453-28061-8

Ludwig

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Die betreute Generation

Irgendwas läuft hier falsch. Wie sonst ist das wachsende Unbehagen von Eltern zu erklären, die ihre Kinder kaum noch sehen, weil sie im Büro sitzen, vorgeblich um sich selbst zu verwirklichen? Wie die Untersuchungen zu Stresshormonen bei Krippenkindern, die hier locker mit Topmanagern mithalten? Warum überlassen immer mehr Eltern die Verantwortung für ihre Kinder ganz selbstverständlich fremden Menschen? Eltern, die in ihrer Jugend noch »We don't need no education« riefen. Eltern, die ihren Kindern Pippi Langstrumpf vorlesen. Rainer Stadler, Journalist und Vater, macht sich auf die Suche nach Gründen für den Sinneswandel und erkennt ein System: Aus kühl kalkulierten ökonomischen Gründen propagiert eine Koalition aus Politik und Wirtschaft seit Jahren den massiven Ausbau der Kinderbetreuung und hat das Leben der Familien und der Gesellschaft insgesamt tiefgreifend verändert. Wer sich gegen die verordnete Ganztagsbetreuung stellt, ist auch gegen Emanzipation und Förderung, jeder leise Zweifel wird damit im Keim erstickt. Rainer Stadler stößt eine längst überfällige Diskussion an. Sie betrifft uns alle.

Der Titel im Katalog